

Rezensionen / recensions / recensioni

Stoll, F., Vannotti, M., & Schreiber, M. (2011). *Einstieg in die Berufswelt. Rahmenbedingungen und Voraussetzungen einer gelingenden Berufswahl – eine empirische Studie*. Verlag Rüegger: Zürich

Der Übergang von der Ausbildung in die Berufstätigkeit stellt für junge Erwachsene eine zentrale Herausforderung dar. Seine Bewältigung beeinflusst den weiteren Verlauf der Berufs- und Bildungslaufbahn und hat Folgen nicht nur für die berufliche Identität, sondern auch für eine gelingende gesellschaftliche Integration. Diese Überlegungen und die daran geknüpfte Frage nach den Faktoren und Voraussetzungen, die zu einem gelingenden Berufseinstieg beitragen, bilden den thematischen Fokus der Eidgenössischen Jugendbefragung ch-x 2004/05, die an der Universität Zürich am Institut für Angewandte Psychologie unter der Leitung von Prof. François Stoll bearbeitet wurde. Basierend auf einer Stichprobe von 47'108 Rekruten und drei Ergänzungsstichproben (Schweizer Frauen, n=1663; Ausländer, n=128; Ausländerinnen, n=161) beschreibt das Buch ausgewählte Aspekte des Berufswahlprozesses bzw. Facetten der beruflichen Identität.

Im *ersten Kapitel* legen die Autoren die zentralen Anliegen ihrer Untersuchung dar: Die Beschreibung einer spezifisch berufsorientierten Entwicklung, die Jugendliche auf dem Weg in die Arbeitswelt durchlaufen, und den damit einhergehenden Prozess der Konstruktion einer Identität als Berufsfrau oder Berufsmann. Diese Entwicklung stellen sie in Bezug zu weiteren Entwicklungsaufgaben in den Bereichen Partnerschaft, Freundschaft und eigenes Wertesystem. *Kapitel zwei* widmet sich der Auseinandersetzung mit dem Begriff der beruflichen Identität, der als Selbstbild im Lebensbereich «Beruf, Arbeit und Ausbildung» und der damit einhergehenden Fragen «Wer bin ich in der Welt der Arbeit?», «Wer will ich sein?» und «Welcher Berufsgruppe fühle ich mich zugehörig?» definiert wird. Die Konstruktion der beruflichen Identität beschreiben sie als lange wählender, im Zusammenspiel mit der sozialen Umwelt gestalteter Prozess, in welchem Jugendliche verschiedene Identitäten ausprobieren, Rollen übernehmen und wieder verwerfen. Die Untersuchung berücksichtigt zudem vier weitere Lebensbereiche (Familie, Reflexion & Glaube, Freundschaften, Freizeit & Sport), in denen Identität erlebt und Entwicklungsschritte unternommen werden. Das *dritte Kapitel* beinhaltet die Beschreibung des methodischen Vorgehens bei der Datenerhebung sowie der Haupt- und der drei Ergänzungsstichproben. Die unterschiedlichen Situationen, in denen die beiden Stichprobentypen den Fragebogen bearbeiteten (obligatorische Teilnahme als Gruppe in den Rekrutierungszentren vs. freiwillige individuelle Teilnahme nach privater Kontaktierung), veranlasst die Autoren dazu, von vier Untersuchungen

mit demselben Instrument auszugehen und die gewonnenen Daten entsprechend getrennt zu analysieren und zu interpretieren. Neben den vier Stichproben der Schweizer/innen und Ausländer/innen werden drei Bildungshintergründe unterschieden; Personen, die ein Gymnasium besuchen oder eine Matura vorweisen können, Personen die eine Berufslehre absolvieren oder abgeschlossen haben sowie Personen, die keiner der beiden erstgenannten Kategorien zugeordnet werden können. Während bei den Stichproben der Schweizer/innen jede Bildungsgruppe (mit Ausnahme der Frauen der dritten Bildungsgruppe, $n=130$) mindestens 542 Personen umfasst, erweisen sich die Zahlen bei den Ausländerinnen und Ausländern als wenig aussagekräftig; den 9432 Schweizer Maturanden und 542 Schweizer Maturandinnen stehen nur gerade 24 ausländische Maturanden und 29 ausländische Maturandinnen gegenüber. Die Autoren räumen denn auch ein, dass die Aussagekraft dieser Untergruppen eingeschränkt sei.

Das *vierte Kapitel* berichtet in fünf Unterkapiteln zuerst die Befunde zu den vorgängig erläuterten fünf Lebensbereichen sowie anschliessend zu den vier Facetten des Lebensbereichs «Beruf, Arbeit und Ausbildung». Bei den Lebensbereichen rangiert bei allen vier Stichproben der Bereich «Familie, Partner, Kinder» an erster Stelle und somit vor dem Lebensbereich «Arbeit, Beruf, Ausbildung». Ebenfalls vorher liegt bei den Schweizerinnen und Schweizern der Bereich «Freunde, Bekannte» (zweite Stelle), die Ausländer/innen hingegen nennen den Bereich «Arbeit, Beruf, Ausbildung» als zweitwichtigsten Bereich. Die Ergebnisse zu den allgemeinen Lebenszielen (1. Facette der Berufsidentität) zeigen nicht unerwartet eine klare Präferenz der Schweizerinnen für soziale, auf die Gemeinschaft hin orientierte Ziele, während die Schweizer gleich häufig eine Präferenz für soziale Ziele als auch für eine Mischform zeigen, bei der diese als gleich wichtig wie auf die eigene Wirksamkeit gerichtete Ziele beurteilt werden. Auch wenn die Frauen oder Männer aufgrund ihrer Bildung (Matura, Lehre, weder/noch) separat in drei Gruppen betrachtet werden, so ergibt sich keine nennenswerte Verschiebung im Prioritätenprofil. Interessant bezüglich der auf den ersten Blick geschlechtsstereotyp konformen Ergebnisse sind die detaillierteren Analysen der einzelnen Subskalen der Lebensziele. Bei jenen zur Erfassung der Gemeinschaftsziele weisen die Frauen durchgehend höhere Mittelwerte auf. Die Annahme, dass Frauen private, auf die eigene Wirksamkeit bezogene Ziele weniger wichtig sind als Männer, muss jedoch stark relativiert werden, denn beim Vergleich der Subskalen der Kategorie «Wirksamkeit» unterscheiden sich ihre Mittelwerte einzig bei der Macht-Skala signifikant von jenen der Schweizer. Die Autoren nehmen diese Analysen zwar vor, blenden sie bei ihren Schlussfolgerungen im Fazit jedoch bedauerlicherweise wieder aus. Die Befragten wurden zudem nach der Wichtigkeit von sieben motivierenden Aspekten einer beruflichen Arbeit gefragt (2. Facette der Berufsidentität). Für die Schweizer/innen zeigt sich, dass sämtliche Motivatoren als mindestens eher wichtig eingestuft werden und es kaum nennenswerte Differenzen zwischen den Geschlechtern gibt. An erster Stelle stehen die Motivatoren «Abwechslungsreiche Arbeit» und

«Kameradschaft». Beim Vergleich der Schweizer nach Bildungsgruppe fällt die höhere Gewichtung extrinsischer Motivatoren auf, die sich beim Vergleich der Schweizerinnen nach Bildungsgruppe nicht findet. Die vergleichende Darstellung der Ergebnisse für die vier Teilstichproben ändert nichts an den beiden wichtigsten Aspekten (Abwechslungsreiche Arbeit, Kameradschaft). Bei den beruflichen Interessen und Fähigkeiten (3. Facette der Berufsidentität) zeigen sich erwartungsgemäss Geschlechtsunterschiede in den sechs Dimensionen beziehungsweise Persönlichkeitsprofilen nach Holland (1997). Die Schweizerinnen als auch Ausländerinnen zeigen aufgrund ihrer Interessen und Fähigkeiten eine klare Präferenz für Tätigkeiten im «erzieherisch-pflegerischen» Bereich. Die Präferenzen der Schweizer und Ausländer sind weniger ausgeprägt, doch erzielen beide Gruppen die höchsten Werte bei den «führend-verkaufenden» Tätigkeiten, dicht gefolgt von der Dimension «handwerklich-technisch». Im Fazit gehen die Autoren auf die gut dokumentierten geschlechtsspezifischen Interessensausprägungen in den Holland-Dimensionen, sowie die diesbezüglich kritisch diskutierte Frage, ob diese nicht (auch) ein Ergebnis unzulänglicher Instrumente seien, ein. Der Hinweis, dass eine geschlechtsneutrale Formulierung der Items bis heute nicht gelungen sei, was sich in der immer gleichen geschlechtsspezifischen Verteilung der Interessen zeigen, trägt wenig zur Klärung bei. Wie ist beispielweise der hohe Frauenanteil in der sozial- und geisteswissenschaftlichen Forschung zu erklären, wenn nicht mit dem Interesse an «untersuchend-forschender» Tätigkeit von Frauen? So sticht bei der Betrachtung der Items zur Erfassung der entsprechenden Dimension ins Auge, dass ihr Fokus entweder auf der exakten, naturwissenschaftlich-quantitativen Forschung liegt, oder aber abstrakte Fragen zu beantworten sind, die ein Vorverständnis voraussetzen, das – sollte das ganze Spektrum von streng naturwissenschaftlicher (engl. «science») bis hin zur qualitativen, kultur- und geisteswissenschaftlichen Forschung abgedeckt werden, – bei Jugendlichen kaum vorhanden sein dürfte. Als letztes werden Befunde zu Kompetenzen und Selbstwirksamkeitserwartungen im Bereich Arbeit und Bildung (4. Facette der Berufsidentität) präsentiert. Zur Erfassung der Kompetenzen (streng genommen eigentlich von Selbstkonzepten), mussten die jungen Erwachsenen eine Selbsteinschätzung bei 50 vorgegeben Fertigkeiten vornehmen. Bei den subjektiven Stärken, die sowohl von Frauen als auch von Männern gleichermaßen berichtet werden, dominieren Arbeitstugenden (bspw. Pünktlichkeit, Selbständigkeit) sowie Arbeitstechniken (bspw. realistische Ziele setzen, etwas organisieren). Bei den Schwächen finden sich Fähigkeiten für Büroarbeiten oder administrative Arbeiten, verbale Kompetenzen sowie Forschungsfähigkeiten. Der Vergleich mit der ausländischen Stichprobe zeigt primär viele Übereinstimmungen, jedoch schätzen Ausländer/innen ihre Kompetenzen im Bereich Problemlösen höher und im Bereich verbaler Fähigkeiten geringer ein als die Schweizer/innen. Bei der beruflichen Selbstwirksamkeit zeigt sich für alle Stichproben ein positives Bild, das für die Schweizer Männer tendenziell am besten ausfällt.

Das *fünfte Kapitel* behandelt ausgewählte biographische Aspekte der jungen Erwachsenen, die den Prozess der Berufswahl beeinflussen. Die grosse Mehrheit der Befragten ist in Familien mit beiden Elternteilen aufgewachsen, und 80% der Ausländer/innen sind seit mehr als zehn Jahren in der Schweiz. In Übereinstimmung mit der offiziellen Bildungsstatistik streben die Schweizer Frauen häufiger nach einem Hochschulstudium als die Schweizer Männer und die Ausländer/innen. Knapp 60% der jungen Erwachsenen berichten davon, während ihrer Schulzeit zeitweise einem Nebenjob nachgegangen zu sein, was die Autoren als bedeutsame Erfahrungsmöglichkeiten für den Aufbau einer eigenen «gesunden» Berufsidentität erachten. Des Weiteren zeigt sich eine rege Nutzung von Angeboten wie Zwischenjahren, Auslandsaufenthalten oder Praktika zur Erschliessung ausserschulischer und ausserberuflicher Erfahrungsräume. Bei der Freizeitgestaltung überwiegen zeitlich jene Aktivitäten, die sich auf den sozialen Nahraum beziehen (Fernsehen, Zeit mit Freunden und der Familie verbringen, Musik hören oder selber spielen). Unklar bleibt bei diesen Ergebnissen allerdings, inwiefern sie den Prozess der Berufswahl beeinflussen. Besser nachvollziehbar ist dies bei den nachfolgend berichteten Ergebnisse zur rückblickend eingeschätzten Entscheidungskompetenz am Ende der obligatorischen Schulzeit, zu den erlebten Hindernissen bei der Realisierung der gewünschten Ausbildung sowie der Anzahl Bewerbungen und den Schul- und Lehrabbrüchen. Wenig überrascht, dass die Ausländer/innen in ihrer Berufswahl stärker von Einschränkungen durch von aussen auferlegte Hindernisse berichten. Zu denken gibt der Befund, dass sowohl die Ausländischen als auch die Schweizer Frauen häufiger angeben, eine Ausbildung aus Kostengründen nicht gewählt zu haben, als ihre männlichen Kollegen. Die Studie bestätigt, dass es junge Männer bei der Lehrstellensuche einfacher haben als junge Frauen, wobei die Situation für Ausländerinnen am schwierigsten ist. Ein Drittel der Schweizer/innen gelangte mit keiner oder einer einzigen Bewerbung zur Lehrstelle, bei den Ausländischen Stichprobe trifft dies für ein knappes Fünftel der Männer und lediglich 15% der Frauen zu. Schweizer/innen gelangen aber nicht nur einfacher zu einer Lehrstelle, sondern sind auch von Abbrüchen beruflicher als auch schulischer Ausbildungen seltener betroffen (10.9% bzw. 11.9%) als die Ausländer/innen (19.7% bzw. 14.3%).

Besonders spannend ist das *Kapitel sechs* zu lesen, in dem verschiedene Merkmale der Ausbildungs- und Berufswahl zueinander in Beziehung gesetzt, Zusammenhänge mit «Output-Variablen» eines gelingenden Berufswahlprozesses (bspw. Zufriedenheit, Optimismus) aufgezeigt und Rückschlüsse auf den Verlauf der beruflichen Identitätsentwicklung gemacht werden. In Anlehnung an die Theorie der psychosozialen Entwicklung (Erikson, 1989) sowie deren Weiterentwicklung (Marcia, 1993) werden die jungen Erwachsenen vier Gruppen zugeteilt, die unterschiedlichen Stadien der Identitätsentwicklung entsprechen. Die Gruppen unterscheiden sich in ihrer Ausbildungs- und Berufswahl hinsichtlich (1) der Sicherheit, mit der sie diese getroffen haben, sowie hinsichtlich (2) der aktiv im damit einhergehenden Suchprozess investierten Handlungen.

Weisen beide Merkmale eine hohe Ausprägung auf, ist von einer erarbeiteten Identität die Rede, ist die Sicherheit hoch, jedoch das Ausmass der unternommenen Handlungen gering, so spricht dies für eine übernommene Identität. Bei der Gruppe, die unsicher ist in ihrer Wahl (geringe Ausprägung im Merkmal Entscheidungssicherheit), wird zusätzlich zwischen jenen unterschieden, die über viel Eigenaktivität im Suchprozess berichten (suchende Identität) und jenen, für die dies nicht der Fall ist (diffuse Identität). In der Gruppe der Entschiedenenen schauen mehr als 90% der Personen ihrer beruflichen Zukunft positiv entgegen, und 85% wissen genau, wo sie in fünf Jahren beruflich stehen möchten. Ausserdem äussert sich ein grosser Teil dieser Gruppe (90%) sowohl mit dem Verlauf der Ausbildungs-/Berufswahl als auch der Ausbildung oder dem Beruf an sich als mehrheitlich zufrieden. Im Vergleich mit den Entschiedenenen weisen die jungen Erwachsenen mit einer suchenden oder diffusen Identität einen tieferen Selbstwert und eine geringere Selbstwirksamkeit auf. Die aktive Auseinandersetzung mit ihrer Berufs- und Ausbildungswahl, die für die Jugendlichen mit erarbeiteter Identität kennzeichnend ist, führte in einer höheren Masse zur Konfrontation mit Hindernissen als bei jenen mit einer übernommenen Identität. Die Autoren sehen es als eine direkte Folge davon, dass erstere eine hohe Zufriedenheit und Identifikation sowie klare und gefestigte Wertvorstellungen aufweisen und genau wissen, was ihnen bei der Arbeit wichtig ist und sie motiviert. Auch bei den Jugendlichen mit einer diffusen Berufsidentität zeigen sich vielerlei Hürden, die sich ihnen in den Weg stellen. Mit ihren eigenen hohen Anforderungen, was Karriere, Lohn und Zukunftsperspektiven in einem Beruf anbelangen, stolpern sie vermehrt über Hindernisse, die sie sich mehrheitlich selber auferlegen. Von allen Gruppen sind sie diejenige, in der die Vorstellungen davon, was einem bei der Arbeit motiviert, am wenigsten klar ist. Angaben dazu, wie sich die Jugendlichen der vier Stichproben (bspw. auch in Abhängigkeit der drei Bildungsgruppen oder des Geschlechts) auf die beschriebenen vier Entwicklungsstadien verteilen, werden leider nicht gemacht. Schliesslich wurde die Frage nach der Güte der getroffenen Ausbildungs- oder Berufswahl anhand des Kriteriums einer möglichst guten Passung (Kongruenz) zwischen den eigenen Interessen und den Anforderungen der beruflichen Umwelt untersucht – einerseits anhand eines objektiven, auf dem RIASEC-Modell von Holland basierenden Kennwerts, und andererseits anhand der eigenen subjektiven Einschätzung aufgrund der Beantwortung der Frage, in welchem Ausmass die (absolvierte oder aktuelle) Ausbildung den eigenen Interessen entspricht. Bei der subjektiven Kongruenz fällt auf, dass die Werte der vier Gruppen alle in einem ähnlichen Bereich liegen. Die objektive Kongruenz hingegen ist für Jugendliche mit einer erarbeiteten Identität deutlich höher als für Jugendliche mit einer übernommenen Identität, und für jene mit einer suchenden Identität höher als für junge Erwachsene mit einer diffusen Identität. Abschliessend wird festgehalten, dass die Konstruktion einer differenzierten und stabilen Berufsidentität eine lebenslange Aufgabe darstellt, die aktiv erarbeitet werden muss bzw. eine (wiederkehrende) Auseinander-

setzung mit der Umwelt und die Bewältigung von Krisen voraussetzt.

Das Buch schliesst in *Kapitel sieben* mit einem Resümee und einem Ausblick, die insgesamt ein positives Gesamtbild zeichnen: Die grosse Mehrheit der jungen Erwachsenen ist mit dem eingeschlagenen beruflichen Weg zufrieden, plant aktiv weitere Schritte und blickt mit Selbstvertrauen und Optimismus in die Zukunft. Das Fundament, um die in unserer Gesellschaft vorhandene «Berufswahlfreiheit» auszuschöpfen, wird aufgrund der Befunde als gegeben beurteilt, wobei kritische Fragen wie bspw. jene, inwiefern dies auch für die Ausländische Stichprobe, bei der ein grosser Teil weder eine Mittelschule noch eine Berufslehre vorweisen kann, nicht näher untersucht werden. Die Schlussfolgerung, dass es insbesondere an den individuellen Ressourcen jedes einzelnen liege, seine berufliche Zukunft durch die Erweiterung seiner oder ihrer Selbstkompetenz, Fertigkeiten und den Ausbau von Netzwerken zu gestalten, entspricht einer klar individualpsychologischen Sichtweise. Dass der individuelle Handlungsspielraum auch massgeblich von strukturelle Bedingungen abhängt, wird mit der abschliessenden Überlegung Rechnung getragen, dass Berufswahlfreiheit eine offene, lernende Berufswelt voraussetzt und bedingt, dass die Wirtschaft, die öffentlichen Dienste sowie die Bildungsinstanzen die Ressourcen der jungen Erwachsenen ernst nehmen und nutzen.

Insgesamt liefert die Studie vielfältige deskriptive Befunde zur ausbildungs- und berufsbezogenen Situation sowie den (nicht nur) beruflichen Perspektiven junger Erwachsener. Sie gibt interessante Hinweise zu ausgewählten Merkmalen, die in der Berufs- und Laufbahnpsychologie als wichtige Voraussetzungen eines gelingenden Berufseinstiegs und der Entwicklung einer Berufsidetität diskutiert werden. Vor dem Hintergrund der (zumindest für die Schweizer/innen) sehr grossen Stichprobe ist zu bedauern, dass die Analyse der Merkmale weitgehend einzeln erfolgte und darauf verzichtet wurde, ihr Zusammenspiel bei der Bewältigung des Übergangs systematisch und umfassend zu prüfen. Insofern bleibt die Studie eine klare Antwort auf die Frage, wie und in welchem Ausmass die diskutierten Merkmale zu einem Gelingen des Berufseinstiegs beitragen, schuldig.

Simone Berweger, Pädagogische Hochschulen Zürich und St. Gallen